

KARL-HEINZ BRAUN

Das andere Europa: Italien der Barockzeit

„Italica non leguntur.“ Weder italienische Theologie noch Historiographie wird in deutschsprachigem Gebiet rezipiert. Vielleicht ist eine solche Einstellung lediglich eine Transformation des aus vergangenen Zeiten gültigen „Catholica non leguntur“, zumal Italien als Paradebeispiel katholischer Selbstverständlichkeit galt und zum Teil heute noch gilt. Dabei hat die italienische Geschichtsschreibung nicht nur zahlenmäßig Beachtliches in den letzten Jahren geleistet, auch ihre qualitative Leistung ist beeindruckend.

Mit dem hier zu besprechenden Band¹ legte ein ausgewiesener Kenner der Kulturgeschichte des aufgeklärten Katholizismus, der Berner Historiker Peter Hersche², „eine Synthese“ der neueren Literatur zu „bestimmten Fragen der Sozial-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte des Katholizismus“ in Italien vor (S. 8). Sein zeitlicher Rahmen bewegt sich zwischen 1600 und 1750; zu Recht – er hat Belege dafür – mit „Barockzeitalter“ überschrieben.

Lange galt diese Epoche gegenüber der vorausgegangenen Renaissance als Zeit der Dekadenz, als dunkle Zeit zumindest, „allenfalls von den Feuerbränden der Inquisition“ erhellt (S. 14). Welche historischen Beobachtungen berechtigten zu solchen Annahmen und mit

welchen kulturellen Parametern werden diese bewertet? Meistens waren es die für die letzten beiden Jahrhunderte typischen Wertvorzüge von Fortschritt, Wandel, Modernisierung und Produktionssteigerung. Doch damit kann die Zeit des italienischen Barock nur verdunkelt werden. Barocke Zeit und Architektur braucht viel Licht, um in der Tiefenperspektive erkannt werden.

Erhellend dafür ist Hersches kulturhistorische Thematisierung gegenteiliger Parameter wie Unterproduktivität, Muße und anderer Faktoren, die den italienischen Lebensstil zur damaligen Zeit kennzeichneten. Solche Faktoren gehörten zu einer sogenannten „Risikominimierungsstrategie“, wie es Dieter Groh in anthropologischer Erfassung von Geschichte deutete³. Im Beispiel von Italien wird diese kommunikativ aufgeladen durch das Ineinander religiöser Rituale und weltlicher Lustbarkeit.

Italien ist eben „das andere Europa“. So überschrieb Giuseppe Galasso seine „Historische Anthropologie Süditaliens“⁴, und Hersche fügte hinzu: „eine Kultur wider den „Fortschritt“ (267), in der „Konservierung“ die „Leitidee“ war, nicht die „Entwicklung zum modernen Staat“ (269). Vielmehr zeichnete sich der italienische Staat durch eine

¹ Peter Hersche, *Italien im Barockzeitalter. Eine Sozial- und Kulturgeschichte*, Wien – Köln – Weimar 1999.

² Peter Hersche, *Der Spätjansenismus in Österreich* (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichte Österreichs 7), Wien 1977.

³ Dieter Groh, *Anthropologische Dimensionen der Geschichte* (= suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 992), Frankfurt/M. 1999, (1992) 74–90, 86.

⁴ Giuseppe Galasso, *L'altra Europa. Per un'antropologia storica del Mezzogiorno d'Italia* (= Mnemosyne 16) Nuova ed. accresciuta, Lecce 1997.

permanente Abwesenheit (*astualità*) aus. Statt zentralen Organisationen profilierten sich individuelle Eigeninitiativen, statt zentraler Kontrollmechanismen setzten sich regionale Ansprüche und Bedürfnisse durch. Letztlich war es die Familie, die im barocken Italien die Sozialkontexte formulierte und vieles von dem zu leisten vermochte, was im nördlichen Europa das entpersönlichte Staatswesen erledigte.

Dazu kamen kirchliche Formen „intermediärer“ Kommunikationsfaktoren wie Bruderschaften, „*luoghi pii*“ (Stiftungen der sozialen Fürsorge). Sie sind nur die wichtigsten Exponenten einer italienischen „*moral economy*“. Vermutlich, so Peter Hersche, ging es „den Armen und den meisten Randgruppen... nirgendwo so gut wie in Italien“ (271–272).

Italiener pflegten andere Einstellungen zum Leben. Zur ihrer Mentalität gehörte die Überzeugung, dass ihre Heiligen den Himmel zu öffnen verstanden und ihnen all das zu vermitteln wussten, dessen sie bedurften. Mit dem religionsgeschichtlichen Begriff der „Magie“ ist dies freilich nur unzureichend decodiert. Es sind Kommunikationsbasen kollektiver und individueller interpsychischer Dialogizität.

Müßiggang – in anderen christlichen Kontext „aller Laster Anfang“ – gehörte bei italienischen Adligen „sozusagen zur Standesehre“ (272) und manifestierte sich bis in die Unterschichten. Der Bettler, der seine gesellschaftliche Unproduktivität pflegte, fand in dieser katholisch konturierten Mentalität seine Berechtigung. Er gab anderen die Möglichkeit, mit Almosen Gutes zu tun. Ein protestantisches Arbeitsethos, das sich in Nordeuropa auch innerhalb des aufgeklärten Katholizismus durchzusetzen wusste, war im südlichen Italien weitgehend fremd. Und selbst

wenn es thematisiert wurde, dann nie mit der Forcierung, die daraus ein anderes (nordeuropäisches) Gesellschaftssystem hätte kreieren können.

Faktoren, die zu solchen Mentalitätsformationen führten, stellten gewiss auch geographische Gegebenheiten dar. Das wärmere Klima wäre für weite Teile Italiens primär zu nennen. Zu den „natürlichen Rahmenbedingungen“, denen die Menschen dieser Landschaft ausgesetzt waren, gehörten für Hersche das „dauernde Risiko von Katastrophen (Erdbeben, Vulkanausbrüche)“. Es „war einer rationalen Lebensplanung im Sinne der ‚protestantischen Ethik‘ abträglich, wäre eben in anderer Art und Weise irrational gewesen“ (272).

Kirchenhistorisch betont Hersche die nur zögerliche Durchsetzung der tridentinischen Kirchenreformen. Für Neapel, die größte Stadt Italiens, muss bis ins 19. Jahrhundert die Existenz einer „*Chiesa magica-sensitiva*“ (de Rosa) angesetzt werden (185), das heißt die Kirchenpraxis einer erfahrungskonstitutiven religiösen Praxis, in der Transzendenz eine virtuose Größe psychischer Glaubensbereitschaft und ihres Gelingens bedeutete. Von ebenfalls hemmender Wirkung auf die Durchsetzung tridentinischer Vorstellungen wirkte sich die Existenz einer „*Chiesa recettizia*“ aus. Diese im Süden Italiens verbreitete Laienorganisation konnte mehrere Familien oder sogar fast eine Gemeinde umfassen. Die privatrechtliche Organisation stellte Kleriker an, die ihren religiösen Bedürfnissen nachkommen mussten und dafür finanziert wurden.

Auch die von der Kirchengeschichte immer noch angenommene Klerikalisierung jener Zeit traf keineswegs zu. „Wie die Laien via Patronat die Auswahl des Klerus steuerten, so bestimmten sie auch zu einem nicht geringen

Teil die Frömmigkeitsformen innerhalb der katholischen Kirche“ (197). Faktisch ist von einer „Komplizenschaft von Pfarrer und Volk dem visitierenden Bischof gegenüber“ auszugehen, falls dieser sich überhaupt zu Visitationen hatte entschließen können (199). Jedenfalls wurde das offiziell nach Trient verbreitete Kirchensystem einschließlich seiner Orthopraxis von den Gläubigen eher als „Fremdbestimmung“ denn als stimmige Innovation wahrgenommen.

Für die barocke Religiosität waren die ebenfalls von Laien dominierten Bruderschaften von größter Bedeutung. In ihnen wurde Religiosität gelebt: von der Instruktion bis hin zu gesellschaftlichen Funktionen wie zum Beispiel Armenfürsorge, Krankenpflege oder Totenkulte.

Man könnte die Liste der von Hersche thematisierten Ereignisse noch fortsetzen. Vorbildlich ist seine in historische Differenzierungen hineinvernetzte Präsentation, wie bei den Prozessen um Galileo Galilei, beim italienischen Bauboom der damaligen Zeit oder bei der

spanischen Politik, die den Italienern eine hohe kulturelle Eigenständigkeit belassen hatte. Zäsur war die Aufklärung, durch die „svolta Innocenciana“, durch die Politik fremder Dynastien wie der Bourbonen oder der österreichischen Habsburger propagiert. Wie weit veränderte dieser Rationalisierungsschub tatsächlich jene barocke Mentalität Italiens und dann bis in den Süden hinein?

Gute Lesbarkeit, süffisante Formulierungen und eine erstaunliche Themenbreite charakterisieren dieses auch lebenswürdige Buch über Italien. Als vorbereitende Ferienlektüre ist es ebenso geeignet wie als neugierige Information darüber, was ein typisch katholisches Land wie Italien tatsächlich bedeutet(e). Die schwarz-weißen Abbildungen hätten durchaus in ihrer Qualität dem Textniveau angepasst werden können. Der Anmerkungsapparat am Ende des Buches, der wiederum durch das daran anschließende Literaturverzeichnis entschlüsselt werden muss, ist der organisatorische, einzig markante Nachteil.